

Der folgende Vortrag wurde zum Tag des offenen Denkmals am 10.9. 2005 in der Elisabeth- Kirche gehalten. Der Tag des offenen Denkmals stand in diesem Jahr unter dem Motto „Krieg und Frieden“.

Zwangsarbeit für St. Elisabeth

Die knappe Aussage im Titel dieser Veranstaltung wirkt sicherlich auf manche von Ihnen irritierend, wenn nicht schockierend. Zwangsarbeit für St. Elisabeth. Kann es das gegeben haben: eine evangelische Gemeinde, die Zwangsarbeiter einsetzt?

Ja, das gab es bei St. Elisabeth im 2. Weltkrieg und St. Elisabeth war unter den Berliner Kirchengemeinden kein Einzelfall: von 40 evangelischen KG ist inzwischen bekannt, dass sie während des 2. Weltkriegs Zwangsarbeiter auf ihren Friedhöfen für sich arbeiten ließen. Und noch mehr: 20 von diesen Kirchengemeinden schlossen sich in einer „Arbeitsgemeinschaft für die ausländischen Arbeiter auf Berliner Friedhöfen“ zusammen und bauten für 100 Mann ein eigenes Zwangsarbeiter – Lager. Das ist das einzige bis jetzt in ganz Deutschland bekannt gewordene Lager, das von der Kirche geplant, errichtet und betrieben wurde. Das Lager stand seit Mitte 1942 auf einem Friedhof, dem Friedhof der Jerusalems – und Neuen Kirchengemeinde an der Neuköllner Hermannstraße.

St. Elisabeth gehörte sozusagen zu den Gründungsmitgliedern des Lagers und gab für den Bau ein Darlehen von 3000.-RM. Die Gemeinde sicherte sich so das Recht, ab Oktober 1942 Arbeitskräfte aus diesem Lager zu beziehen. Acht Männer waren es bis Kriegsende, die zu unterschiedlichen Zeiten jeweils in einer Gruppe zu dritt oder zu viert auf den beiden Friedhöfen von St. Elisabeth in der Wollankstraße bzw. der Ackerstr. eingesetzt waren. Sie hießen: Berkalo, Bystrow, Gamanowitsch, Kulisch, Lipa, Partuch, Pjaschizki und Platonow. und stammten wie alle andern im Lager an der Hermannstraße aus der besetzten Sowjetunion. Sogenannte "Ostarbeiter" also. Vier von ihnen waren noch minderjährig, darunter der 16 jährige Alexander Berkalo, der zusammen mit seinem 14 jährigen Bruder Nikola aus seinem Heimatdorf Balakleija in der Zentralukraine nach Berlin in das „Friedhofslager“ deportiert worden war. Auch einige der andern kamen aus der Ukraine, die übrigen aus Russland.

Diese acht Zwangsarbeiter aus dem Lager waren der Gemeinde aber nicht genug: ab März 1944 brachte sie in eigener Regie in einem Gebäude auf ihrem Friedhof an der Ackerstraße zusätzlich vier "Ostarbeiter" unter und setzte sie dort ein. Die vom Arbeitsamt der Gemeinde zugewiesenen hießen Liwschenko, Migel, Mirochin und Sinkewitsch und waren um die 60 Jahre alt.

Woher ich das weiß? Angestoßen durch die heftig geführte Diskussion über die Entschädigung von Zwangsarbeitern setzte die Kirchenleitung im Jahr 2000 eine Arbeitsgruppe ein, zu der ich gehörte. Wir erforschten die NS- Zwangsarbeit im Bereich unserer Landeskirche. Schwerpunkt war das Lager an der Hermannstraße. Die Ergebnisse sind veröffentlicht in dem von Erich Schuppan herausgegebenen Buch: Sklave in Euren Händen. Darin schreibt Rainer Götz über Zwangsarbeit für St. Elisabeth. Auf seinen Artikel stütze ich mich, soweit es konkret um diese Gemeinde geht. Er fand im Gemeindearchiv die Namen der "Ostarbeiter" in den Haushalts- und Rechnungsbüchern, Angaben zu dem ihnen ausbezahlten Lohn, und ein paar Hinweise mehr. Im wesentlichen stieß er auf Zahlen und Rechnungen, hinter denen die betroffenen Menschen kaum sichtbar wurden.

Darum war es ein großes Glück, dass wir bei unserer Suche nach ehemaligen Insassen des Lagers 2001 Wasyl Kudrenko noch lebend in Balakleija fanden, dem gleichen Dorf aus dem die Brüder Berkalo stammten. Wasyl Kudrenko hatte während seiner Zeit im Lager als kirchlicher Zwangsarbeiter ein Tagebuch über seinen Alltag geführt. Dieses im kirchlichen Raum einzigartige Zeitdokument wurde inzwischen übersetzt und von Wolfgang Krogel unter dem Titel „Bist Du Bandit?“ herausgegeben. Daran werde ich des öfteren zitieren. Kudrenko arbeitete u.a. auf dem Friedhof der Sophien Gemeinde die namensgebend ist für die fusionierte Großgemeinde, zu der St. Elisabeth heute zählt. (Alle fünf in Sophien zusammengeschlossenen Gemeinden beschäftigten übrigens Zwangsarbeiter.) Aber ich stütze mich nicht nur auf das Tagebuch, sondern berichte von den ganz unterschiedlichen Erfahrungen, die die insgesamt zehn in der Ukraine und Russland gefundenen ehemaligen kirchlichen Zwangsarbeiter aus dem Lager machten und bei Besuchen und in Briefen erzählt haben. Sechs von ihnen habe ich persönlich kennen gelernt. Jeder hat individuelle Erfahrungen gemacht, die das Bild bereichern. Es

bleibt aber als Ganzes lückenhaft und widersprüchlich. Ich werde nicht versuchen, die Widersprüche zu glätten und Unterschiede einzuebnen.

Von den acht noch jugendlichen Männern aus dem Lager, die für St. Elisabeth arbeiteten, haben wir 60 Jahre später keinen mehr gefunden. Einige von ihnen tauchen aber in den Erzählungen der Gefundenen auf oder in dem Tagebuch von Kudrenko. Alle Quellen zusammengenommen, hoffe ich Ihnen eine Vorstellung von der Zwangsarbeit bei St. Elisabeth vermitteln zu können.

Bevor ich in die Einzelheiten gehe, möchte ich Ihnen eine Übersicht geben, über die Punkte, die ich ansprechen werde.

Zu folgenden Punkten werde ich sprechen:

1. Was hat es bedeutet, dass ausgerechnet "Ostarbeiter" eingesetzt wurden?
2. Das kirchliche Zwangsarbeiter - Lager auf dem Friedhof in Neukölln
3. Das Alltagsleben der "Ostarbeiter" bei der Kirche
4. Lohn und Lebensunterhalt
5. Kleine Freiheiten, politischer Widerstand und Folter
6. Befreiung und Rückkehr
7. Erst nach fast 60 Jahren: Gedenken und Übernahme von Verantwortung bei uns

1. Als "Ostarbeiter" auf den kirchlichen Friedhöfen

Eine Vorstellung davon, wie die Stimmung auch in der Evangelischen Kirche gegenüber der Sowjetunion und ihren Menschen war, kann man aus dem Grußtelegramm gewinnen, das der Geistliche Vertrauensrat der Deutschen Evangelischen Kirche zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion im Juni 1941 an den Adolf Hitler schrieb. Ich zitiere daraus auszugsweise:

„Der Geistliche Vertrauensrat der Deutschen Evangelischen Kirche versichert Ihnen, mein Führer, in diesen hinreißend bewegten Stunden aufs neue die unwandelbare Treue und Einsatzbereitschaft der gesamten evangelischen Christenheit des Reiches. Sie haben, mein Führer die bolschewistische Gefahr im eigenen Land gebannt und rufen nun das deutsche Volk und die Völker Europas zum entscheidenden Waffengang gegen den Todfeind aller Ordnung und aller abendländisch-christlichen Kultur auf...Die Deutsche Evangelische Kirche ...ist mit all ihren Gebeten bei Ihnen und bei unseren unvergleichlichen Soldaten, die nun mit gewaltigen Schlägen drangehen, den Pestherd zu beseitigen, damit in ganz Europa unter Ihrer Führung eine neue Ordnung entstehe und aller Zersetzung, aller Beschmutzung des Heiligsten, aller Schändung der Gewissensfreiheit ein Ende gemacht werde.“ Charlottenburg, den 30.Juni 1941 D. Marahrens, Schultz, Hymmen ¹

Beim Krieg gegen die Sowjetunion handelte es sich nicht, wie bei den westlichen Kriegsgegnern um Feinde, sondern um „Todfeinde.“ Um „*Todfeinde.... aller abendländisch-christlichen Kultur*“ Wenige Monate später waren die „Todfeinde“ mitten in Deutschland, zur Zwangsarbeit hierhin verschleppt aus den eroberten Gebieten. Wegen akuten Arbeitskräftemangels in der Kriegswirtschaft wurden allein im Jahr 1942 1, 5 Mio Zivilisten in der besetzten Sowjetunion gefangen genommen und in Viehwaggons nach Deutschland verfrachtet, über 3 Mio insgesamt sollten es werden.

Wie sich schützen vor dieser Masse gottloser Bolschewisten, diesen slawischen Untermenschen mitten im deutschen Reich? Unbedingtes Gebot war, die "Ostarbeiter" in Lagern unterzubringen, gut zu bewachen und sie durch das "Ostarbeiter" - Zeichen, zu tragen festvernäht auf der Kleidung- für jeden Deutschen sofort kenntlich zu machen. Das Kontaktverbot verstand sich von selbst. Die Lagerführer waren verpflichtet, mit der Gestapo zusammen zu arbeiten. Deren Willkür und Terror waren die rechtlosen "Ostarbeiter" preisgegeben.

Wie wirkte sich das Todfeind-Bild aus, wenn Deutsche auf den Friedhöfen mit "Ostarbeitern" zusammenarbeiteten? Das war ganz unterschiedlich. Am 14. Januar 1944, die Rote Armee war bereits auf dem Vormarsch - notierte Kudrenko eine Situation auf dem Friedhof in seinem Tagebuch: *„Deutsche Arbeiter setzten sich neben uns. Sie beginnen zu schelten und zu drohen. „Hey Russen! Sie sagten, dass die Russen den deutschen Kriegsgefangenen Körperteile abreißen, Zungen, Ohren usw.“* Er meinte dazu: *„Wir sind doch nicht schuldig. Zudem kann es nicht sein. Es ist offensichtlich eine Lüge.“* Anders der deutsche Vorarbeiter von Machthej Schepel. Er hatte die "Ostarbeiter" auf seinem Friedhof als Menschen wahrgenommen und lud die beiden nach Hause ein, um auch seine Frau zu überzeu-

¹ Zit. nach: „Gott mit uns!“ Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939-1945, hrsg. von Ernst Klee und Willi Dressen, Frankfurt am Main 1989.

In Anspielung auf den deutschen Kaiser Friedrich I, der im 12. Jahrhundert einen Kreuzzug gegen die „Ungläubigen“ angeführt hatte, trug der Krieg gegen die Sowjetunion den Decknamen „Barbarossa“.

gen. Schepel erzählte, heute noch belustigt: „Seine Frau dachte, dass alle Russen Kommunisten sind und ‚Hörner‘ haben, also Teufel sind. Und dieser Deutsche nahm uns mit zu sich nach Hause. Wir durften natürlich nicht zusammen fahren. So folgten wir ihm unauffällig und kamen in seiner Wohnung an. Dort waren seine Frau und seine Tochter. Seine Frau deckte den Tisch und bot uns Essen an und ein Gläschen Kognak oder so etwas ähnliches. Es war sehr schön dort. Ich habe der Frau erklärt, dass Kommunisten einen roten Ausweis und keine ‚Hörner‘ haben.“

Einige deutsche Arbeiter teilten das Essen mit den "Ostarbeitern", halfen ihnen bei Erkrankung, andre prügeln sie und zeigen sie wegen geringster Vergehen an.

Am 30. März 1944 notierte Kudrenko in seinem Tagebuch: „Nach dem Mittagessen wurde ich vom Meister verprügelt. Einfach so, grundlos. Am Abend im Lager gibt es ein Schreiben des Meisters. Er schreibt, dass ich alles zerbreche. Der Chef sagt, dass mir die Verhaftung durch die Polizei droht.“ Als er aus einem andern Anlass Monate später tatsächlich zur Polizei musste, sagte er im Verhör und hielt es im Tagebuch fest: „Ihr könnt alles tun. Ihr habt die Gewalt. Ich bin Sklave in euren Händen.“ (Tagebuch, 1. Okt. 1944)

Inwieweit die politische Orientierung der deutschen Friedhofsarbeiter für ihr Verhalten gegenüber den "Ostarbeitern" eine Rolle spielte, lässt sich nur vermuten. Anzumerken ist, dass in der Zeit nicht nur Pfarrer von St. Elisabeth Mitglieder der NSDAP waren, sondern auch der Küster, der Rendant und einige deutsche Friedhofsarbeiter.

2. Das kirchliche Zwangsarbeiter - Lager auf dem Friedhof in Neukölln

Im September 1942 waren Wohn- und Küchenbaracke provisorisch bezugsfertig. Hundert „Ostarbeiter“ konnten jetzt untergebracht werden. Es handelte sich ausschließlich um Männer, vorwiegend um Jugendliche unter 20 Jahren und einige alte Männer, die nicht zur Verteidigung ihres Landes in die Rote Armee eingezogen waren.

Unter den ersten, die in das neue Lager kamen, war der 15-jährige Nikolai Galushkov. Von der Straße weg war er in seinem Heimatdorf Pervomaiskoje im Bezirk Orel südlich von Moskau im Juli 1942 aufgegriffen und zusammen mit allen anderen Jugendlichen seines Dorfes in Viehwaggons nach Deutschland deportiert worden. Eine Zwischenstation auf ihrem Weg war ein Kriegsgefangenenlager nahe der russischen Stadt Brjansk. Dort sahen sie, wie die Menschen verhungerten und erlebten Erschießungen.² Schockiert und verängstigt kam er in Berlin an. Zusammen mit zwei anderen Jugendlichen aus seinem Dorf brachte man ihn zur Hermannstraße. Als er merkte, dass er über einen Friedhof geführt wurde, war er zu Tode erschrocken und rechnete damit, erschossen zu werden. Doch dann sah er am Ende des weitläufigen Friedhofs das Barackenlager.

Das Lager auf dem Friedhofsgelände, war umzäunt und hatte nur einen Eingang am Grünen Weg. Die Wohnbaracke war unterteilt in vier Räume, in denen es für 26 Personen Doppelstockpritschen mit Strohbällen und je einer Wolledecke gab. Ca. 3,5 qm standen für jeden zur Verfügung, was einige Bewohner als „qualvolle Enge“ empfanden.

Das Lager grenzte unmittelbar an den Flughafen Tempelhof und war deswegen extrem bombengefährdet. Zum Schutz vor den zunehmenden Luftangriffen war ein dunkelgrüner Tarnanstrich der Gebäude und ein Splittergraben Pflicht. Doch in dem mit schwachen Zementplatten gebauten Graben war die Gefahr groß, von Erdmassen erdrückt zu werden. Davor fürchteten sich alle. Luftschutzkeller aufzusuchen, war „Ostarbeitern“ untersagt. Wenn eben möglich, flüchteten sich die Bewohner des Lagers deswegen in den U-Bahnhof Leinestraße. Andere suchten auf dem Friedhofsgelände Schutz in Gullis.

Das Lager wurde wiederholt getroffen und teilweise zerstört. Am 29. April 1944 brannte die Wohnbaracke bei einem Tagesangriff in wenigen Minuten vollständig nieder. Bis zur Wiedererrichtung ein paar Monate später waren viele aus dem Lager zerstreut über ganz Berlin provisorisch auf den Friedhöfen untergebracht, auf denen sie arbeiteten.

Aufgrund der zahlreichen Bombenschäden von Lagern war es wohl auch möglich, dass St. Elisabeth ungefähr zu dieser Zeit vier Zwangsarbeiter vom Arbeitsamt zugewiesen bekam, die sie in eigener

² Der Krieg gegen die Sowjetunion war von deutscher Seite als Vernichtungskrieg gegen den Bolschewismus und gegen die „slawischen Untermenschen“ geplant und wurde unter Missachtung des Kriegsrechts geführt. Fünf bis sechs Millionen sowjetischer Kriegsgefangener gerieten in deutsche Gewalt; etwa 3,3 Millionen von ihnen fanden in der Gefangenschaft den Tod. S. hierzu auch: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1945, Ausstellungskatalog, hrsgg. vom Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 2002.

Regie in ihren Gebäuden unterbrachte. Dabei war die NSDAP Zugehörigkeit der Pfarrer von St. Elisabeth und einiger Angestellter sicher förderlich.

Der Stadtsynodalverband stellte den Lagerführer, der Mitglied der Bekennenden Kirche war. Ehemalige Insassen beschreiben ihn als „human“. Er sei kein Nazi gewesen. Aber er arbeitete wie wir wissen mit der Gestapo zusammen. Das musste er laut Gesetz. Fragt man sich, ob er Spielräume zugunsten der Insassen ausnutzte, stößt man auf ein widersprüchliches Verhalten, z. B. gegenüber Kudrenko. Mal schützte er ihn bei Vorwürfen anderer, mal zeigte er ihn selbst an. Es gab des weiteren einen Verwaltungsangestellten, der auch auf dem Gelände wohnte, sowie einen Dolmetscher und Wachpersonal. Die Bewachung des Lagers war allerdings schwach. Die Lagerbewohner sprachen von nur einem „Polizisten“ im Lager. Gemäß der Richtlinien hätten für 100 „Ostarbeiter“ mindestens drei Personen zur Wache bereitstehen müssen. Bewohner berichteten, dass der Polizist sie prügelte.

Da die Insassen des Lagers verstreut über ganz Berlin meist zu zweit auf den Friedhöfen arbeiteten, konnten sie – anders als beim Kolonneneinsatz- sowieso nicht rund um die Uhr bewacht werden. Sie fuhren selbständig an ihre Einsatzorte. Dafür lag das Lager verkehrsgünstig mit S- und U- Bahnanbindung.

Was es in dem kirchlichen Zwangsarbeiter – Lager nicht gab, war Seelsorge oder die Einladung zum Gottesdienst. So wusste keiner der von uns befragten ehemaligen Bewohner, dass er für die Kirche Zwangsarbeit geleistet hatte und dass diese das Lager betrieb. Sie sagten: „Es gab nichts, woran wir das hätten erkennen können.“ Sie meinten, für ein staatliches Beerdigungsinstitut gearbeitet zu haben. Erst 60 Jahre später erfuhren sie durch uns die Wahrheit. Mehrere Lagerinsassen waren religiös. Von dem bei St. Elisabeth eingesetzten Gamanowitsch wird erzählt, dass er jeden Abend in der Baracke gebetet habe. Auch Kudrenko war bei seiner Mutter mit der Bibel aufgewachsen. Das hat seine Vorstellungen über Vergebung und Nächstenliebe bis heute geprägt.

3. Der Alltag im Lager: Heimweh, Hunger, Angst

Viele der Lagerbewohner waren minderjährig, im Alter von 15, 16 Jahren aus ihren ukrainischen oder russischen Dörfern verschleppt worden. Oft waren sie noch nie von ihren Eltern getrennt gewesen und auch noch nie in einer Großstadt. Sie plagte das Heimweh.

Als Motto für sein Tagebuch wählte der sechzehnjährige Kudrenko Zeilen aus einem Gedicht des russischen Dichters Jessenin: *„Wenn die Heiligen rufen werden: ‚Verlasse Rus‘, lebe im Paradies!‘, werde ich sagen: ‚Ich brauche kein Paradies, gebt mir meine Heimat!‘“* Er schreibt über die Natur in seiner Heimat, wie der Frühling dort „brodelte“, wie er mit seinem Vater Fische fing.

Ständig war er in Sorge um seine Angehörigen. Seit dem Rückzug der Deutschen aus seinem Heimatgebiet – Kiew war seit Nov. 1943 befreit - war er ohne Nachricht von zuhause. Deswegen suchte er zusammen mit Berkalo Landsleute in Berlin auf, die mit den Deutschen kollaboriert hatten und bei deren Rückzug nach Berlin als Feuerwehrleute oder Polizisten gegangen waren. Von ihnen erhoffen sie Berichte, die sie auch bekamen. Am 20. Februar 1944 schrieb Kudrenko in sein Tagebuch: *„Berkalo war bei den Polizisten und ist völlig besoffen. Er hat gehört, dass das Gebiet Lysa Gora, also auch unser Dorf Balakleija vollständig niedergebrannt wurde. Mein Herz tut weh, wenn ich an meine Eltern denke. Es gibt Gerüchte, dass Angehörige der älteren Generation von den „Roten“ zwangsmobilisiert und zur vordersten Frontlinie zugewiesen worden seien. Viele starben in den ersten Tagen, viele gerieten in Gefangenschaft.“*

Oft träumte er von den glücklichen Zeiten zuhause: *„Ich ging angezogen schlafen, im Hemd und sogar in der Jacke. Trotzdem war es sehr kalt. Oh, ich erinnere mich an mein Zuhause! Wie gut schläft man hinter dem Ofen, wo alles so ruhig und warm ist! Meine Mutter kommt zu mir mit kleinen Pasteten und saurer Sahne...“*

Die Verpflegung im Lager war das krasse Gegenteil davon. Kudrenko: *„Wir bekamen 2x am Tag zu essen, morgens meist 250 g Brot, 10 g Zucker und 10 g Margarine, das Stück kleiner als eine Streichholzschachtel. Dazu Tee. Abends Suppe aus Steckerüben und ein paar Kartoffelstückchen... Von der unzureichenden Ernährung wurden wir magenkrank. Wir litten an Blutarmut und Unterernährung.“* Die Gemeinden beklagten sich über die schwache Arbeitsleistung und führten das selbst auf die unzureichende Verpflegung im Lager zurück. Einige gaben mittags eine zusätzliche Mahlzeit am Arbeitsort, so auch St. Elisabeth. Das Ausgabenbuch verzeichnete für ein warmes Mittagessen zunächst 75 Pfennig, später 60 Pfennig pro Person. Die Kosten trug die Gemeinde.

Aber der Hunger blieb und führte zu den unterschiedlichsten Versuchen, sich Nahrung zu beschaffen. Kudrenko stellte Kaninchenfallen auf, andere suchten Beeren im Park, wieder andere bettelten, was sie entwürdigend fanden, oder sie stahlen. Schepel berichtete: *„Jeder dachte daran, wo und wie man sich etwas zu essen beschaffen konnte. Wir gingen zum Bahnhof und stahlen aus Güterwagen Kartoffeln.“* Dabei erwischte ihn die Polizei und er kam für zwei Monate in eines der berüchtigten Arbeitserziehungslager.

Auch wer krank war, musste eine Einweisung ins Arbeitserziehungslager befürchten. Simulation und Arbeitsscheu wurde bei Krankheit oft unterstellt. Dmitri Sadyrko widerfuhr folgendes in dem kirchlichen Lager: *„Im Februar 1944 wurde ich krank. Der Arzt gab mir drei Tage Arbeitsbefreiung. Nach dieser Zeit war ich noch nicht wieder gesund und ging nicht zur Arbeit. Der rothaarige Polizist kam und forderte mich auf, zur Arbeit zu fahren. Aber ich konnte ihm nicht gehorchen. Dafür prügelte er mich grün und blau mit einem Stock. In der Polizeiwache in der Hermannstraße verhörte man mich, mit einer Pistole drohend. Am nächsten Tag kam ich in das Arbeitserziehungslager Großbeeren...Am 1. April 1944 kamen alle Personen aus diesem Lager in das KZ Sachsenhausen bei Oranienburg.“* Dort war er vier Monate und wurde dann wieder in das „Friedhofslager“ eingewiesen. Wer eben noch konnte, ging deswegen aus Angst auch bei Krankheit arbeiten. Fünf ältere Männer zwischen 54 und 65 Jahren konnten das im Frühjahr 1945 nicht mehr. Sie lagen krank im Lager. Berlin war bereits Schutt und Asche und die Telefone funktionierten nicht mehr, als der „Lagerführer“ wegen ihnen ans Arbeitsamt schrieb und darum bat, die *„wegen ihres körperlichen Zustandes nicht mehr verwendbaren Ostarbeiter, die nur im Lager liegen und die Plätze für arbeitsfähige Männer wegnehmen in eine Sammelstelle zu überweisen“* In solchen Sammelstellen war die Ernährung extrem schlecht und die Sterberate sehr hoch.

Positives zum Thema Umgang mit kranken Zwangsarbeitern ist von St. Elisabeth zu berichten: Im April 1944 kam es auf dem Friedhof von St. Elisabeth in der Wollankstraße zu einem Unfall, als sich bei Aufräumarbeiten durch Fahrlässigkeit eine im Boden steckende Brandbombe entzündete. Die vier "Ostarbeiter" Berkalo, Lipa, Migel und Mirochim erlitten Splitterverletzungen und Verbrennungen., die medizinisch behandelt wurden. Letzterer war zwei Monate krank. Er hatte insofern Glück im Unglück als er tatsächlich knapp 1,90 RM pro Tag an Krankengeld erhielt, womit er die Kosten für seine Unterkunft und Verpflegung bei der Gemeinde begleichen musste. Erst seit April 1944 waren "Ostarbeiter" unter bestimmten, sehr eng definierten Bedingungen krankenversichert. Leistungen wie Mirochim erhielten sie nur in seltensten Fällen.

4. Lohn und Lebensunterhalt, Verdienst und Zuverdienst

Es mag erstaunen, dass die Zwangsarbeiter sozialversichert waren, wie auch, dass sie überhaupt Lohn erhielten. Der Lohn für ihre Zwangsarbeit kann aber wohl mit Recht als Sklavenlohn bezeichnet werden, wie Rainer Götz es in seinem ausführlichen Aufsatz über die "Ostarbeiter" - Löhne in dem genannten Buch tat. Nach Abzug der Kosten für Unterkunft und Verpflegung erhielten die "Ostarbeiter" meist 20 - 50 RM im Monat von der Kirche ausbezahlt. Das war der Lohn für eine lange und schwere Arbeit: Sie bestand vor allem im Ausheben von Gräbern mit Spaten und Spitzhacke, 8-10 Stunden am Tag, auch samstags und manchmal sonntags.

Es gab eine spezielle "Ostarbeiter" -Tabelle vom Staat, die den Löhnen zugrunde lag. Vor Auszahlung an den Zwangsarbeiter zogen die Gemeinden 15,-RM für die Unterkunft im Lager und 30,- später über 40,- RM für die Essensrationen dort ab. Rainer Götz kommt für St. Elisabeth zu dem Resultat, dass die minderjährigen Berkalo und Kulisch im April 1943 20, RM ausbezahlt bekamen und der erwachsene Platanow 35-40 RM. Der erwachsene deutsche Friedhofsarbeiter Quilitz bekam im selben Monat vergleichsweise 143,- RM, also das 3-4 fache wie Platanow.

Die Lohnhöhe schwankte zudem aus nicht nachvollziehbaren Gründen und einige Zwangsarbeiter, wie z.B. Schepel bekamen überhaupt keinen Lohn ausbezahlt. Eine Möglichkeit, sich zu wehren hatten sie nicht. Aber manche fanden einen Zuverdienst auf den Friedhöfen in der Grabpflege, die als nicht kriegswichtig galt und darum von den Verwaltungen nicht mehr angeboten werden durfte.

Wie diese Privatarbeiten aussahen und wie riskant sie sein konnten, notierte Kudrenko am 4.12. 1944 in seinem Tagebuch: *„Eine deutsche Frau bat mich, einen Grabstein zu reparieren. Ich machte einen völlig neuen Grabstein. Dafür gab sie mir eine lange Unterhose, 3 Mark und 125 g Zucker. Sie versprach noch, Kleidung und eine Lebensmittelkarte mit der Post zu schicken. (Sie lebt in Dresden). Eines Tages kam die Postsendung. Der Lagerführer brachte die Sendung zur Polizei. Ich wurde im Polizeirevier verhört. Was weiter kommt, das weiß ich nicht.“*

Auf manchen Friedhöfen waren solche Privatarbeiten für die "Ostarbeiter" nicht möglich, nicht zuletzt, weil die deutschen Friedhofsarbeiter diese für sich allein beanspruchten.

Dennoch: Die Chance zu Kontakten und Zusatzverdiensten gehörte sicherlich zu den großen Vorteilen der Zwangsarbeit auf den Friedhöfen verglichen z.B. mit dem streng bewachten und abgeschirmten Einsatz von "Ostarbeitern" in der Industrie.

Bevor ich zum nächsten Punkt komme, möchte ich die Lohnfrage noch aus einer anderen Perspektive darstellen und Sie dabei auf eine bedenkenswerte Tatsache hinweisen: von Juli 1943 bis Dezember 1943 beschäftigte St. Elisabeth auf ihren Friedhöfen fünf bulgarische Arbeiter. Sie waren in der Ackerstraße untergebracht und damit die Vorgänger der "Ostarbeiter" , die die Gemeinde ab März 1944 in eigener Regie vom Arbeitsamt bekam und auch in dem Gebäude auf der Ackerstraße unter-

brachte. Bulgarien war mit Nazi Deutschland verbündet und die bulgarischen Arbeiter hatten die selben Rechte wie die deutschen. Sie waren aber 30 % teurer als diese, da Trennungsgeld gezahlt werden musste. Es hätte also eine Alternative zum Einsatz von Zwangsarbeitern gegeben! Auch die Jerusalems- und Neue Kirchengemeinde hatte Bulgaren beschäftigt, die in Gemeindesälen schliefen. Beschwerden über die „verlausten und verwanzten“ Ausländer wurden laut und teuer waren sie auch noch. So kam dort die Idee auf, ein Lager zu bauen und die teuren Bulgaren durch die billigen "Ostarbeiter" zu ersetzen. Also: zurück zum Zwangsarbeiter –Lager.

5. Kleine Freiheiten, politischer Widerstand und Folter

Sonntags hatten die Zwangsarbeiter öfters Freizeit und durften das Lager bis 19.00 Uhr verlassen. Kudrenko besuchte häufig seine Cousine, die als Zwangsarbeiterin in einem Berliner Krankenhaus eingesetzt war, ging ins Kino oder spazieren, suchte Bierhallen auf und wickelte dort seine Tauschgeschäfte ab.

Nikolai Galushkov nutzte die vergleichsweise große Bewegungsfreiheit, um im politischen Widerstand zu arbeiten. Ein anderer Lagerbewohner hatte ihn eine Weile beobachtet und sprach den zurückhaltenden Jugendlichen eines Tages an. Er hatte eine gute Wahl getroffen, denn Galushkov sympathisierte schon in der russischen Heimat mit den Partisanen. Auslöser dafür war, dass seine Großmutter, sein Onkel und dessen schwangere Frau beim Einmarsch der Deutschen erschossen wurden und die deutsche Wehrmacht sein Elternhaus in Schutt und Asche legte. Jetzt war er bereit, von einem Belgier eine Waffe zu übernehmen, sie zu verstecken und bei Bedarf an bestimmte Personen zu übergeben. Doch die Gestapo war ihm auf der Spur. Im Februar 1945 wurde er zusammen mit zwei anderen, die sich dem Widerstand angeschlossen hatten, aus dem Lager heraus in eine Falle gelockt. In einem Hauseingang in der Warthestraße wurde der Flüchtende nahe des Lagers gestellt und zusammengeschlagen. Nach Wochen der Folterung im Gestapo-Keller in der Prinz Albrecht Straße brachte man ihn am 22. April 1945 mit vierzig anderen Gefangenen nach Teltow zu einem Erschießungskommando der SS. Er überlebte knapp, nicht zuletzt weil die Rote Armee in diesem Moment vordrang. Während seiner Haft wurde das Lager nach Waffen durchsucht. Man fand nichts. Deswegen wurde jeder zehnte Insasse des Lagers mitgenommen. Die Witwe Sribny, dessen Mann betroffen war, schilderte seine Erfahrungen: *„Einmal kam in der Nacht die Polizei. Alle mussten antreten. Die Polizisten wählten jeden Zehnten aus und brachten die Männer ins Gefängnis. Niemand wusste den Grund. Die Lagerinsassen wurden verhört und stark geschlagen. Es wurde ein Geständnis gefordert. Was aber kann man aber sagen, wenn du selbst nichts weißt? Sie saßen in Einzelzellen. Man konnte sich nicht setzen, es gab Zementboden, überall nur Zement. Von oben tropfte das Wasser...Wie wurden sie befreit? Die US-Amerikaner bombardierten das Gefängnis. Die Hälfte des Gebäudes wurde vernichtet. Viele kamen ums Leben, der Rest konnte fliehen. Unsere Armee war schon in der Nähe. So kam mein Ehemann in die Armee.“*

6. Befreiung und Rückkehr

Am 24. April wurde das Lager von der Roten Armee befreit. Kudrenko schrieb begeistert: *„Es lebe die Große Rote Armee, unsere Befreiungsarmee! Dieser Tag ist der glücklichste Tag in meinem jungen Leben... Als die Eroberung Berlins begann, war der Himmel von sowjetischen Flugzeugen voll. Die Faschisten verschanzten sich sehr gut. Ich befand mich mit einem Freund in einem Versteck nahe unserer Baracke. Die Kämpfe waren erbittert...Die Deutschen schossen noch mit Maschinengewehren aus den Nachbarhäusern. Die Schlacht war aber bereits im Großen und Ganzen gewonnen. Jetzt sah ich mit eigenen Augen die Stärke der Roten Armee, ihre perfekte Taktik und Ausrüstung. Diese Männer hatten einige Kämpfe hinter sich. Jetzt befinden wir uns unter Landsleuten. Ich war so froh! Ich begann zu weinen.“*

Für einen Zwangsarbeiter von St. Elisabeth, für Kulisch, bedeutete die Befreiung den Tod. Als die Soldaten der Roten Armee im Lager fragten, ob sich einer der Insassen etwas zuschulden hatte kommen lassen, wurde Kulisch des Verrats und der Zusammenarbeit mit der Gestapo bezichtigt. Mehrere gefundene Lagerbewohner waren Augenzeuge seiner sofortigen standrechtlichen Erschießung.³

Fast alle wurden in die Rote Armee eingezogen, meist kurz im Hinterland vertraut gemacht mit einer Waffe und dann in die Kämpfe um Berlin geschickt, wo einige verwundet wurden. Nikolai Berkalo, vermutlich der jüngste der Lagerinsassen, sah die Heimat nicht wieder. Er starb nach Kriegsende in einem Lazarett in Leipzig an seinen Verwundungen.

Kudrenko brannte darauf, in die Heimat zurückzukehren. Er beschloss, *„ohne Schonung des eigenen Lebens alle Kräfte für das Aufblühen und die Sache der Heimat zu geben.“*

³ Allerdings ist nicht ganz sicher, ob wirklich Kulisch erschossen wurde oder ein anderer aus dem Lager mit einem ähnlichen Namen. Der andere hieß Kusun und wurde auch genannt.

Doch daraus wurde vorerst nichts. Er musste sich Verhören durch den sowjetischen Sicherheitsdienst stellen, denn die ehemaligen Zwangsarbeiter, die für den Feind gearbeitet hatten, galten als Verräter. Minderjährige wie Kudrenko durften noch am ehesten zurückkehren zu ihren Angehörigen. Mitte Oktober 1945 erreichte er sein Heimatdorf. Aber der Makel des Vaterlandsverräters blieb. Das ließ die ehemaligen Zwangsarbeiter schweigen über ihre Zeit in Deutschland, selbst gegenüber ihren Kindern. Der Sohn des ehemaligen kirchlichen Zwangsarbeiters Iwaschtschenko erfuhr erst als Jugendlicher von der Vergangenheit: *„Vor der Musterungskommission habe ich gehört, dass ich der Sohn eines ‚Faschisten‘ sei. Ich wusste nichts vom Aufenthalt meines Vaters in Deutschland. Als ich meinen Vater fragte, antwortete er: ‚Was fragst Du mich? Du bist jetzt 15 und ich war damals 15, als ich verschleppt wurde. Wenn ich nicht gegangen wäre, hätte man mich unter die Erde gebracht. Worin liegt meine Schuld?‘“*

7. Erst nach fast 60 Jahren: Gedenken und Übernahme von Verantwortung bei uns

Die völkerrechtswidrige Deportation von Zivilisten zur Zwangsarbeit wurde nach dem Krieg in den Nürnberger Prozessen als „Verbrechen gegen die Menschheit“ verurteilt und der Hauptverantwortliche für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, mit dem Tode bestraft. Danach herrschten Schweigen und Verdrängung- auch in der Kirche.

Das änderte sich erst ab dem Jahr 2000, angestoßen durch die heftig geführte Diskussion um Entschädigung von Zwangsarbeitern und durch erste Ergebnisse der erwähnten Forschungsgruppe. Unter Leitung von Herrn Generalsuperintendent Passauer schlossen sich mehrere Kirchengemeinden, die damals das Lager betrieben, in der Arbeitsgemeinschaft NS-Zwangsarbeit Berliner Evangelischer Kirchengemeinden zusammen. St. Elisabeth engagierte sich dort von Anfang an. Die vielfältigen Aufgaben und Aktivitäten der AG können hier nur stichwortartig genannt werden. Es ging zunächst primär um

- Weitergabe der Information an die betroffenen Gemeinden über den Zwangsarbeiter – Einsatz und an die Öffentlichkeit. Dies geschah auf Gemeindeabenden und in Gottesdiensten.
- Gestaltung einer Gedenkstätte am Lagerstandort. Sie wurde am 1. September 2002 eingeweiht. Mindestens einmal im Jahr versammeln sich dort am Volkstrauertag die Gemeinden zu einer gemeinsamen Gedenkfeier.
- Suche nach den ehemaligen kirchlichen Zwangsarbeitern in der Ukraine, in Russland und Weißrussland. Wir fanden 10 noch lebende Zwangsarbeiter und in 8 Fällen die Angehörigen von ihnen.

Gegenüber den gefundenen ehemaligen Zwangsarbeitern ging und geht es darum,

- verbunden mit der Bitte um Vergebung mit ihnen in Beziehung zu treten.
- sie finanziell zu unterstützen. Dank der sehr erfolgreichen Spendensammlung konnten wir bis jetzt 35 Tsd € an ehemalige Zwangsarbeiter und ihre Angehörigen geben.
- ihre Berichte zu dokumentieren, wie es in Broschüren und Artikeln, aber vor allem mit der Veröffentlichung des Tagebuchs von Kudrenko geschieht.
- sie einzuladen bzw sie zu besuchen. Da fast alle zu krank sind für eine Reise nach Berlin, wurden sie in ihrer Heimat besucht. Nikolai Galushkov war 2x in Berlin, beim ersten Mal vor allem zu Gast bei der Gethsemane- Gemeinde, für die er damals arbeitete, beim zweiten Mal zur Feier des 60. Jahrestages der Lagerbefreiung. Auf der Synode richtete Bischof Huber an ihn im Namen unserer Landeskirche die Bitte um Vergebung.

Momentan versuchen wir vor allem, Jugendliche für die Arbeit zu interessieren. Darum freuen wir uns, dass Schülerinnen und Schüler der Evangelischen Schule Neukölln nach einem Besuch von N. Galsuhkov bei ihnen in diesem Jahr die jährliche Feier an der Gedenkstätte gestalten. Dazu möchte ich Sie herzlich einladen. Sie findet statt am Sonntag, den 13. Nov. um 16.00 Uhr auf dem Friedhof Hermannstraße 84.

Die Gedenkstätte für die kirchlichen Zwangsarbeiter auf dem Friedhof der Jerusalems und Neuen Kirchengemeinde an der Hermannstr. 84- 90 ist über die U-Bahnlinie 8 Leinestraße oder über den S-Bahn –Ring Haltestelle Hermannstraße zu erreichen.

Medien zum „Friedhofslager“

Folgende Medien über das „Friedhofslager“ können ausgeliehen werden in der Medienzentrale im Haus der Kirche in der Goethestraße (Tel : 3191-292/294):

- Die 30-minütige Videoaufnahme einer Fernsehsendung über das Friedhofslager und seine Bewohner von Peter Wingert: „Von Gnade keine Spur?“ Berlin 2001
- 5 Exemplare der Broschüre, die anlässlich der Einweihung der Gedenkstätte 2002 entstand.
- 8 Ausstellungstafeln DIN A5 mit Informationen über das Lager. Die Tafeln sind im Internet unter www.ekbo.de Suchbegriff „Zwangsarbeit“, dann die Nr. 1 der angezeigten Fundstellen anklicken. Links erscheinen die Infotafeln, rechts „links“ zum Thema)
- 3 CD mit den Texten der Broschüre und den Ausstellungstafeln
- Das Buch von Schuppan, Erich (Hg): [Sklave in Euren Händen. Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie Berlin-Brandenburg, Berlin 2003](#). Hauptsächlich geht es darin um das „Friedhofslager“ und seine Bewohner, von denen einige in Interviews zu Wort kommen.
- Krogel, Wolfgang: Bist Du Bandit? Das Lagertagebuch des Wasyl T. Kudrenko, Berlin 2005
- Stenzel, Jürgen (Hg): Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie, Archivbericht /Beiheft 63, Berlin 2003. (Spezialinventar) Hrsgg. im Auftrag des Konsistoriums der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg.

Empfehlungen für weiterführende Literatur:

- Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen (Hg): Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945, Berlin 2003.
- Böll, Heinrich: Gruppenbild mit Dame, 1. Aufl. Köln 1971.
- Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Erzählte Geschichte. Zwangsarbeit in Berlin 1940-1945. Erinnerungsberichte aus Polen, der Ukraine und Weißrussland, Erfurt 2000.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg): Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1945, Ausstellungskatalog, Hamburg 2002.
- [Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländereinsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Neuauflage Bonn 1999](#).
- Scholze-Irrlitz, Leonore und Noack, Karoline: Arbeit für den Feind. Zwangsarbeiter-Alltag in Berlin und Brandenburg. 1939-1945, Berlin 1998.
- Püschel, Almuth: Verwischte Spuren. Zwangsarbeit in Potsdam. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, Wilhelmshorst 2002.
- Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart 2001.

Sonderkonto „Zwangsarbeit“, Konsistorialkasse Berlin,
EDG Kiel, Konto Nr. 40959 BLZ 100 602 37 Hst 52/5334
Für Spendenbescheinigungen bitte Name und Adresse eintragen !